

# Peter Peine

Autor(en): **Peine, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **11 (1906-1907)**

Heft 4

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310507>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bezeichnet. Vielleicht haben ihm seine Nachahmer die Augen geöffnet. Jedenfalls ist diese Umkehr ein Zeichen dafür, dass er ein Werdender ist, der im Sturm und Drang nicht eigensinnig stecken bleibt, sondern einer Abklärung entgegengeht.

Auch die Kapitel, die er der Kritik der Schule widmet, geben Zeugnis davon. Der revolutionäre Ton ist einer ruhigeren, sachlicheren Beurteilung gewichen. Es steckt zwar noch manche Übertreibung in seiner Kritik, und namentlich *ein* böser Satz mahnt an den alten Revolutionär. Er steht am Schlusse des Buches und lautet: „Was die Schule hoch bewertet, das mögen die Eltern getrost gering achten; was die Schule als nebensächlich betrachtet, das mögen die Eltern unbeirrt immer wieder in den Vordergrund des Interesses zu rücken versuchen.“ Das klingt schlimm und für ein gedeihliches Zusammenwirken von Schule und Elternhaus gefährlich. Doch, wenn man den Ausspruch in Beziehung zum Vorausgehenden setzt und ihn in seiner innern Bedeutung fasst, so will er nichts anderes besagen, als das Elternhaus solle die Einseitigkeit der Schulerziehung ergänzen. Denn Scharrelmann macht der Schule, doch wohl mit Recht, drei Vorwürfe: Sie ist ihm zu lebensfremd, zu intellektualistisch und zu enzyklopädistisch, das heisst sie betont einseitig den Verstand und lässt Phantasie und Herz verarmen, und sie geht im Unterricht zu sehr in die Breite, zu wenig in die Tiefe. Dass da eine Umkehr nötig ist, wird kein denkender Lehrer bestreiten, und es kann uns daher nur Recht sein, wenn die Eltern eine vernünftige Reform herbeiführen helfen.

Das Schönste und Beste an Scharrelmanns Buche aber sind seine Erzählungen und Schilderungen. Da erweist er sich als echter Künstler, der nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen zu fesseln versteht. Solche Stücke sollten in unsern Lesebüchern stehen! Nachstehende Erzählung, die wir mit gütiger Erlaubnis des Verlags nachdrucken, soll den Kindern das Verständnis für wahre und falsche Tapferkeit beibringen. Sie gehört also ins Gebiet des Moralunterrichts.

---

### Peter Peine.

Eingeengt durch hohe, starke Ufermauern, fliesst mitten durch die alte Hansestadt Bremen die Weser. Und auf der Seite, wo die Altstadt liegt, zieht sich dicht hinter der Flussmauer eine breite Strasse entlang, die seit undenklichen Zeiten „die Schlachte“ heisst.

Da ragen uralte, rauchgeschwärzte Packhausgiebel in die Luft, altmodische Häuser stehen zwischen ihnen, wie sie zu Urgrossvaters Zeiten die Bremer Kaufleute bewohnten, Häuser mit einer Winde auf dem Flure und mit drei oder

vier übereinanderliegenden Böden. Die breite Strasse wird von den Fuhrleuten auch als Wagenplatz benutzt. Dutzende von Frachtwagen stehen da Tag und Nacht in Reihen kreuz und quer.

Alles, was die fünf Erdteile an Kolonial- und Kramwaren zu liefern vermögen, ist in den Packhäusern an der Schlachte vertreten, und den ganzen Tag werden Güter gebracht und andere fortgeschafft.

Und auf der Weser selbst liegen Dampfer und Bockschiffe und Küstenfahrer und Böte aller Art. Da ankern die breiten, plumpen Bockschiffe mit Wellblechverdecken, Schleppdampfer, Holländer und Helgoländer Fahrzeuge, die Fische zur Stadt bringen und den Güterverkehr nach den Unterweserorten besorgen.

Und in all diesem Trubel von Wagen und Menschen und Schiffen tummeln sich die Kinder und erleben stündlich Neues und Wunderbares.

Wer an der Schlachte gross geworden ist, der kennt die Schiffe alle und weiss, wohin sie fahren und was sie geladen, und kennt die Frachtfuhrleute und versteht mit einer Bodenwinde umzugehen und mit der Packnadel.

Freilich, vor Zeiten war's doch noch schöner dort als heutzutage. Damals gab's wenig Dampfer auf der Weser und mehr Segler. Und das war interessanter für uns Jungens. Wie manchmal und wie gern liefen wir für einen „Käppen“ in die Stadt, um eine Rolle Zwirn oder ein wenig Tabak zu holen. Und wie köstlich war es, wenn wir dafür zum Lohne auf das Schiff kommen durften. Dann hockten wir in der kleinen Kajüte und lernten Schiffsausdrücke und übten uns, Schifferknoten in Bindfäden zu schlagen und durften wohl gar am Abend mitessen, wenn es Bratkartoffeln mit Schellfisch oder Pellkartoffeln mit Hering gab.

So sehe ich sie heute noch vor mir, die „Johanna vant Waterhuizen“, den „Jakob van Duilen“ und „Greetje vant Hoff“. Die Holländer waren mir die liebsten. Noch heute klingen mir die mojen, weichen Worte der Holländer Schiffer im Ohre.

So hängen meine schönsten Erinnerungen an jener Zeit. Aber — sie rufen mir auch zugleich das entsetzlichste Ereignis meiner Kindheit zurück.

Eines Tages — ich weiss es noch wie heute — war die Schlachte wie ausgestorben. Es war ein paar Wochen vor Weihnachten. Ein dicker Nebel lag über dem Wasser, und die Weser war voll Treibeis. Unzählige grosse und kleine Schollen schoben — sich drehend — träge aneinander vorbei. Wir Jungens spielten am Kai und freuten uns des Treibens und versuchten mit langen Stöcken die kleineren Schollen zu zerschlagen und wagten auch wohl hin und wieder einen Sprung aufs Eis.

Und bei uns stand Peter Peine, mein Freund. Er ist letzten Ostern konfirmiert und will Schiffer werden. Aber er hat lange Zeit an einer schweren Rippenfellentzündung im Krankenhause gelegen. Nun ist er wieder so weit, dass er im Frühjahre seine erste Reise antreten kann. Mit einem Indienfahrer will er hinaus auf die See. Manche schöne Geschichte hat er uns Jungens schon erzählt von den Wundern ferner Länder und den Herrlichkeiten des Schifferlebens. Der steht bei uns und ruft warnend: „Lasst das! Lasst das! Sonst geht's nicht gut aus!“

Das sollte nicht gut ausgehen? Ja, warum denn nicht? Wir lachten ihn aus und nannten ihn „Bangbox“. Und Jan Beyer, der mutigste von uns dreien,

schalt ihn und sagte: „Was willst du wohl auf See anfangen, wenn der Sturm weht und das Schiff auf und nieder tanzt, wenn du hier schon bange wirst!“ — „Was weisst du von dér See, du Landratte,“ antwortete Peter ihm, „auf See weiss ich besser Bescheid als du.“

„Komm' her, wenn du ein Kerl bist und kein Feigling!“ schrie ihm Jan Beyer zu. „Sieh' mal, was da für eine Scholle herangeschwommen kommt, eine Riesenscholle, halb so gross wie Amerika. Jetzt will ich Kolumbus sein und Amerika entdecken! — Sie kommt! — Achtung! Wer will mit mir?“

Er sah mich herausfordernd an. Ohne Besinnen rief ich: „Ich gehe mit!“ Denn ich wollte mich doch nicht auch Feigling schelten lassen. Eine Spitze der Riesenscholle kam dem Ufer ganz nahe. Jan sprang hinauf und ich ihm nach. Und dann standen wir beide lachend und hurrarufend mitten auf der glatten Eisfläche.

„Kommt zurück! Kommt zurück!“ rief Peter Peine und winkte uns mit den Armen. „Komm hier her, wenn du ein Herz hast,“ war Jans Antwort. — Ich sah, wie Peter vor Zorn die Hand ballte und böse zu uns herüber sah. Er kam nicht, trotzig blieb er stehen und — plötzlich drehte er sich kurz um und ging schnell fort.

Wir jubelten ihm nach und manches Hohn- und Schimpfwort flog ihm nach.

Während dessen war die Scholle langsam am Ufer entlang gerutscht. Wir standen dicht beieinander und freuten uns unserer Kühnheit. Ich sah hinaus auf den Strom und sah Tausende von grossen und kleinen Eisstücken dahin schwimmen, dem fernen Meere zu.

Inzwischen hatte sich die Scholle gedreht, die Spitze war weit vom Ufer abgebogen und von diesem trennte uns ein breiter Wasserstreifen. „Na nu? Was ist denn das?“ Erschrocken starrte ich Jan Beyer an. „Ach, sei man ruhig, die stösst gleich wieder an das Ufer,“ sagte er. Mit gespannten Augen beobachteten wir alle kleinen Bewegungen und Drehungen unserer Scholle, der abgerundete Teil war der Landseite zugekehrt, und die Spitze ragte in die Stromesmitte hinein. Da stiess sie an eine andere Scholle an, ein grosses Stück brach von ihr ab. Schreckensbleich hatte ich Jans Arm gefasst. Deutlich spürten wir in unseren Körpern das Beben beim Zusammenstoss.

Um Gottes Willen! Was nun? Drei bis vier Schollenbreiten waren wir schon vom Ufer abgekommen. Immer weiter trieb das Eisstück, vom Strome erfasst, nach der Wassermitte hin. Da packte uns beide eine entsetzliche Angst. „Peter, Peter!“ schrie ich, „Hilfe, Hilfe!“ — Aber nichts Lebendiges war zu erblicken. Die Schlachte war wie ausgestorben. Es war ja auch längst Feierabend. Und an diesem kalten, nebligen Dezemberabend mochten sowieso nur wenig Menschen unterwegs sein. Und Peter —? Wie sollte Peter uns helfen können! Der war wohl schon lange zu Hause, und selbst wenn er unser Rufen gehört hätte, der „Feigling“ würde uns doch nicht helfen wollen. Er hatte ja nicht einmal den Mut gehabt, aufs Eis zu springen, als es dicht am Ufer dahintrief. Wie sollte er uns helfen, nun die Scholle in der Mitte des Stromes schwamm.

Nichts regte sich am Ufer. Niemand hörte uns. Und die Scholle trieb weiter und weiter. Kleine Wellen plätscherten gegen ihren Rand, das Ganze schaukelte ganz leise, ganz wenig. Und rings um uns nur Eisstücke und schwarze Wassertiefe — rings um uns der Tod.

Ein Grauen lief über meinen Rücken. Wir mochten uns beide nicht mehr bewegen. Konnte nicht durch einen Tritt der Boden unter unsern Füßen zerbrechen und konnten wir nicht hinabgerissen werden in die grausige Tiefe?

Eine andere Scholle stiess an die unsrige. Beide scheuerten aneinander entlang, und von jeder bröckelten Stücke ab. Das Schurren der zusammenschossenden Schollen und das Gurgeln des Wassers waren die einzigen Laute, die ich hörte.

Wie lange mochte diese Reise noch dauern! Würden wir überhaupt noch einmal dem Ufer nahe kommen? — Und welchem? — Und wann? — Bald musste die Nacht kommen, und wir trieben weit ab von der Stadt. Vielleicht landeten wir irgendwo da hinten an einem Werder und mussten dann im Freien übernachten und konnten nicht nach Hause.

Und war das nicht noch das Günstigste, was geschehen konnte? Wenn jedoch die Scholle scheiterte, dann mussten wir versinken in der schwarzen Tiefe.

Das Herz klopfte mir zum Zerspringen und mit entsetzten Augen starrte ich nach dem Ufer hinüber, dessen dunkle Silhouette noch eben durch den Nebel zu erkennen war.

Vater und Mutter sassen jetzt daheim in der warmen Stube, der Vater mit der Zeitung und die Mutter am Ofen mit dem Nähzeug. Ach, sie ahnten ja nicht, welch ein furchtbares Unglück über ihnen schwebte. Ob sie sich schon sorgten um mein langes Ausbleiben?

O, hätte ich es doch nicht getan! Hätte ich doch auf Peter Peine gehört! Das war der Gedanke, der mir immer wiederkehrte. Und Jan Beyer mochte dasselbe denken. Er sah unverwandt auf den Rand des Eises und war kreideweiss im Gesicht.

Da — was war das — — —. Vor uns aus dem Nebel tauchte ein schwarzer Fleck auf. War es ein Brückenpfeiler? Dann waren wir verloren. Die Scholle musste daran zerschellen. — Da — ein Ton! — Was war es! — Rief jemand?

Näher und näher kamen wir dem schwarzen Flecke. Nein, das konnte kein Brückenpfeiler sein. Es war ein Boot und ein Mann sass darin, der vorsichtig zwischen den Eisschollen den Weg suchte — gerade auf uns zu. Atemlos sahen wir sein Beginnen.

Da stiess das Boot an unsere Scholle. Der Mann im Bot bückte sich und warf seine Ankerkette uns zu. Dicht vor meinen Füßen fiel sie nieder. „Fasst an!“ rief er. Wir bückten uns und hielten krampfhaft den Anker fest. „Legt euch nieder!“ kommandierte er. Gehorsam warfen wir uns aufs Eis. Ich kroch auf allen Vieren, immer die Kette festhaltend, bis an den Schollenrand und klammerte mich an das Boot. Während der Schiffer sich weit über den entgegengesetzten Bootrand beugte, um das Gleichgewicht zu halten, kletterte ich hinein. Und dann kam Jan Beyer herangerutscht, und dann waren wir beide im Schiffe und — — — „Dammi! Das war ein schweres Stück Arbeit gegen die Schollen an!“ sagte unser Retter. Wir starrten ihm ins Gesicht — es war Peter. Peter Peine hatte uns gerettet. — Kein Wort haben wir gesprochen. Lautlos und verlegen haben wir im Schiff gesessen und Peter hat uns aus dem Schollengewirr ans Ufer gerudert und dann sind wir ausgestiegen und Peter hat das Bot festgekettet und ist in unserer Mitte mit uns gegangen.

Da habe ich mich nicht mehr zu halten vermocht. „Peter, Peter,“ hab' ich gerufen, „du bist kein Feigling! Du bist der Tapferste von uns dreien.“ Da sah er mich verwundert an und fragte: „Wie meinst du das? — Ich konnte euch doch nicht ertrinken lassen?!“

Und Jan Beyer hat nichts gesagt, aber die Tränen sind ihm über die Backen gelaufen und Peter Peines Hand hat er nicht wieder losgelassen auf diesem Wege.

Seit der Zeit weiss ich, was Tapferkeit ist und Mut und Treue.

Peter Peine! Oftmals hab' ich ihn später noch wieder gesehen, als er Matrose auf einem holländischen Küstenfahrer war. Manchen schönen Brief bewahre ich von ihm in meinem Briefkasten auf, bis der letzte kam, den er mir geschrieben, ein paar Tage vor seinem Ende. Als Lotse hat er in einem furchtbaren Unwetter sein Leben gelassen — für andere.

Wo ich aber von einem Wunder der Tapferkeit höre zu Lande oder zu Wasser, da denke ich dein, lieber Peter Peine.

---

## Bilder aus der Geschichte.

Für die reifere Jugend erzählt.

### Römisch Helvetien.

#### a) Grenzland gegen die Germanen.

Nach Cäsars Absicht sollte Helvetien ein Bollwerk gegen die Germanen werden, denn dieses Volk bildete eine stete Gefahr für die Provinz Gallien. Römische Soldaten besetzten darum nach blutigen Gefechten das Wallis und das rhätische Alpenland. Hierauf schritten die Eroberer zur Sicherung des neu erworbenen Gebietes. Längs der Rheinlinie erhoben sich gewaltige Schanzwerke aus Wall und Graben. Trotzige Wachttürme blickten drohend ans jenseitige Ufer hinüber. Doch damit nicht genug. Auf den Bergspitzen und Felsvorsprüngen des Jura standen Wachtposten, welche Tag und Nacht, die brennende Fackel in der Hand, das Vorgelände durchspähten. Nahte sich tagsüber ein Feind, so zündete der Soldat einen Haufen feuchtes Stroh an; drohte nachts die Gefahr, so steckte er einen dünnen Holzstoss in Brand. Rasch alarmierten die Feuerzeichen die Grenztruppen und riefen sie an den bedrohten Punkt. Die Besatzung dieser äussersten Schanzwerke war nur schwach, denn die eigentliche Heeresmacht der Römer in Helvetien stand etwas zurück in befestigten Lagern oder Kastellen.

Das grösste und stärkste dieser Kastelle erhob sich auf einem Felsen, hoch über Aare, Reuss und Limmat. Eine ganze Legion römischer Soldaten stand dort, stets bereit, nach der Grenze zu marschieren oder nach dem Landesinnern abzugehen, um einen Aufruhr zu dämpfen. Ähnliche Festungen wurden in ganz Helvetien angelegt, so *Aventicum* und *Petinesca* in der Westschweiz, *Augusta Raurica* und *Ad Fines* hart an der Grenze. Die Römer sorgten auch für eine schnelle und sichere Verbindung zwischen diesen Standlagern. Ein ganzes Netz kunstvoller Strassen durchzog das Land, und selbst die hohen Alpenpässe bildeten für die Ingenieure kein Hindernis.